

Einführung

Simon Hofstetter

Wir freuen uns über das Erscheinen der dritten Ausgabe des «Jahrbuchs Diakonie Schweiz».

Vor zwei Jahren lancierte die Dozentur für Diakoniewissenschaft der Universität Bern das «Jahrbuch Diakonie Schweiz» und ging damit ein gewisses Wagnis ein. Für die Herausgeber war in Ermangelung von Vergleichswerten nicht absehbar, ob und in welchem Ausmass die Publikation auf eine Leserschaft, auf Interesse und Widerhall stossen würde. Erfreulicherweise hat sich mit den ersten beiden Ausgaben des Jahrbuchs gezeigt, dass die Beiträge in beträchtlichem Masse gelesen werden: Im Berichtsjahr 2018 sind die einzelnen Volltextartikel in der Summe knapp 2'500 Mal heruntergeladen worden; die jeweiligen Abstracts wurden sogar über 4'500 Mal aufgerufen.¹

Im Wissen darum, dass die Nutzung des Jahrbuchs einer «Ökonomie der Aufmerksamkeit» (Georg Franck)² unterliegt, die besagt, dass der gesellschaftliche – und damit auch der wissenschaftliche – Wettstreit um öffentliche Wahrnehmung ein knappes Gut³ ist und durchaus ökonomischen Gesetzmässigkeiten folgt, so galt es für die Herausgeber, ein Publikationsinstrument zu finden, durch welches mit überschaubaren Ressourcen ein Optimum an Reichweite bzw. – mit den Worten Francks – für die diakoniewissenschaftlichen Diskurse hierzulande möglichst grosse Anteile

an Aufmerksamkeit erreicht werden sollen. Die Universität Bern stellt mit dem online-Publikationssystem *BOP serials* ein Instrumentarium zur Verfügung,⁴ das unseres Erachtens hierfür sehr geeignet ist. Die online-Publikationsform verschafft dem Jahrbuch eine Reichweite hinsichtlich der weltweit problemlosen Auffindbarkeit, der geografischen Ausdehnung sowie des Zugangs zu uns unbekanntem Interessengruppen, die wir über eine gedruckte Fassung wohl nur in eingeschränktem Masse erreichen könnten.

Für die sich ausdehnende Reichweite und das gewachsene Interesse sind wir der Leserschaft des Jahrbuchs dankbar!

Mit der vorliegenden dritten Ausgabe hat sich nun auch die inhaltliche Konzeption des Jahrbuchs gefestigt: Die in der Schweiz verfügbaren diakonischen und diakoniewissenschaftlichen Quellen werden zum Ersten in einem diakoniewissenschaftlichen Teil, der meist breit aufgestellt ist, zuweilen aber auch thematische Schwerpunkte enthält, zum Zweiten in einen Berichtsteil (je nach Verfügbarkeit: Ausbildung, Kirchen, Werke, Internationales) aufgeteilt. Ein einleitender Beitrag fasst jeweils die Beiträge (III.) zusammen und bietet einen kurzen Überblick über das aktuelle diakonische Wirken in Kirchen und Wissenschaft (I./II.).

I. Diakonische / diakoniewissenschaftliche Forschung

An der Dozentur für Diakoniewissenschaft bestanden im Berichtsjahr folgende Forschungsschwerpunkte: *Christoph Sigrist* hat gemeinsam mit Ilke Rebenstorf, Christopher Zarnow und Anna Körs nach umfangreichen Erhebungen den Band «Citykirchen und Tourismus»⁵ publiziert – eine Studie

¹ Universität Bern / Digitale Dienste & Open Science, BOP Counter Stats 2018, Information vom 21. März 2019.

² Georg Franck, Die neue Währung: Aufmerksamkeit. Zum Einfluss der Hochtechnik auf Zeit und Geld, in: *Merkur* 486 (1989), 688–701; ders., Ökonomie der Aufmerksamkeit, in: *Merkur* 534/535 (1993), 748–761.

³ Vgl. Franck, *Währung* (Anm. 2), 692f.

⁴ Vgl. das Portal <http://www.bop.unibe.ch>, auf welchem zum Publikationszeitpunkt elf online-Journals gelistet sind.

⁵ Christoph Sigrist u. a. (Hg.), *Citykirchen und Tourismus. Soziologisch-theologische Studien zwischen Zürich und Berlin*, Leipzig 2018.

zur Nutzung von innerstädtischen Zentrumskirchen aus soziologischer und theologischer Perspektive. Zudem hat er sich angesichts der laufenden Reformationjubiläen mit reformationshistorischen Perspektiven auf die Diakonie auseinandergesetzt. *Simon Hofstetter* hat sich in die neuere Schweizer Diakoniegeschichte vertieft und entwickelte ein Projekt über die Entwicklung der reformierten Krankenpflegevereine hin zu modernen Spitexorganisationen. *Magdalena Daum* arbeitet an ihrem Dissertationsprojekt «Diakonie und Mission» weiter.

Zudem ist an dieser Stelle auf die Untersuchungen zur Sozialdiakonie hinzuweisen, die in der Konferenz Diakonie Schweiz des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes (SEK) durchgeführt werden.⁶ Darin werden sowohl die Amts- bzw. Dienstverständnisse der Sozialdiakonie als auch die Arbeitsschwerpunkte und die Arbeitsbedingungen der Sozialdiakoninnen und –diakone in den Deutschschweizer Kantonalkirchen erhoben. Die Auswertungen zeigen auf, dass in den Deutschschweizer Kantonalkirchen zwar ein gemeinsamer Ausbildungsstandard für die Sozialdiakonie besteht, dass jedoch in den 17 Kirchen drei unterschiedliche Berufsverständnisse vorherrschen, die sich v.a. hinsichtlich ihrer Gemeindeleitungs- und liturgischen Kompetenzen sowie auch hinsichtlich der Kompetenzen zur liturgischen Mitwirkung unterscheiden.

II. Diakonische Lehre

Das revidierte Curriculum des Theologiestudiums an der Universität Bern sieht neuerdings vor, dass die Veranstaltungen der Diakoniewissenschaft nicht mehr in den «freien Leistungen», sondern im Wahlpflichtbereich an-

⁶ Konferenz Diakonie Schweiz / Simon Hofstetter, Erhebung «Diakonie und Diakoniat in den Kantonalkirchen», Bern 2018.

gesiedelt sind; damit ist die Diakoniewissenschaft strukturell zu einem wesentlichen Bestandteil des ordentlichen Theologiestudiums in Bern geworden, was uns ausserordentlich freut.

Auf der Ebene der sozialdiakonischen Fachausbildung führt nach wie vor allein das Theologisch-diakonische Seminar (TDS) in Aarau die einzige, für den Abschluss der sogenannten «doppelten Qualifikation» anerkannte Ausbildung durch. Dass diese Ausbildung nun im Rahmen des staatlich anerkannten Lehrgangs «Gemeindeanimation HF» erfolgen kann,⁷ hat gewiss zur weiteren Attraktivitätssteigerung der Ausbildung beigetragen.

Interessant ist, dass auf der Ebene der Fachhochschulen eine gewisse Bewegung in diakonischen Ausbildungsgängen stattfindet: Neben dem CAS «Diakonie», der an der Zürcher Hochschule für angewandte Wissenschaften (ZHAW) durchgeführt wird und der als kirchlich-theologisches Ausbildungselement für die Sozialdiakonie anerkannt ist, startet neu ein CAS-Lehrgang «Diakonie-Entwicklung» an der Fachhochschule St. Gallen, der zur Aneignung von Fachkompetenzen in der Gemeinwesenarbeit führt.⁸

III. Die Beiträge im Überblick

Das vorliegende Jahrbuch 3 (2019) ist in drei Teile gegliedert: Der erste Teil nimmt zum Anlass, dass in jüngerer Vergangenheit das Konzept der «Caring communities» bzw. der «sorgenden Gemeinschaften» sowohl in der Zivilgesellschaft als auch in der Diakonie hierzulande grosses Interesse

⁷ Vgl. hierzu den Beitrag von Stephan Schranz im Jahrbuch 2017: Stephan Schranz, Ein neuer Berufseinstieg in das sozialdiakonische Amt: «Gemeindeanimation HF», in: Jahrbuch Diakonie Schweiz 1 (2017), 173–179.

⁸ Siehe hierzu den Beitrag von Gregor Scherzinger im vorliegenden Band (S. 163–174).

erfahren hat und an verschiedenen Tagungen behandelt wurde.⁹ Drei Beiträge (Coenen-Marx, Gebhard, Sigrist) sind diesem Schwerpunktthema gewidmet. Der zweite, offen ausgestaltete Teil enthält vier diakoniewissenschaftliche Beiträge mit unterschiedlicher Themensetzung (Dietschy, Krieg, Rudaz, Rügger, Schlag). Zum Schluss, im dritten Teil, sind zwei Berichte enthalten, die sich auf die europäische Diakonie (Luzi) bzw. auf die Ausbildung (Scherzinger) beziehen.

Zu den Beiträgen im Einzelnen:

1. Schwerpunkt: Caring Communities

Cornelia Coenen-Marx stellt in ihrem Beitrag «Keiner stirbt für sich allein – Sorgende Gemeinschaften im Quartier» fest, dass das Sterben in unserer Gesellschaft immer noch als Tabu behandelt wird, dies trotz der 35-jährigen Geschichte der Hospizbewegung und trotz der sich seit 20 Jahren im Aufbau befindlichen Palliativversorgung. Nach wie vor seien Hochbetagte, Demente und Pflegebedürftige «von zunehmender Exklusion betroffen» und bräuchten «Unterstützung, um auch weiterhin Teil der Gemeinschaft zu bleiben». Coenen-Marx beobachtet: «Mit der Entdeckung der dritten Lebensphase, des jungen, aktiven Alterns, rückte die Hochaltigkeit als vierte Lebensphase weiter nach hinten – und wird oft genug verdrängt».

Wenn dies verhindert werden soll, d.h. wenn Menschen auch im Alter möglichst lange im gewohnte Umfeld sollen bleiben können, so brauche es «mehr Beratung, besser vernetzte Angebote und andere Wohnformen» sowie «starke Nachbarschaften, in denen man einander unterhalb der Schwelle professioneller und bezahlter Dienstleistungen wechselseitig hilft». So gestaltete «Orte des guten Lebens» benötigten demnach einen Wohlfahrtsmix, in dem alle beteiligten Akteure – Staat, Dienstleister und

—

⁹ Vgl. hierzu das Themendossier auf dem nationalen Diakonie-Fachportal, URL: <https://www.diakonie.ch/sorgende-gemeinschaften/> (abgerufen am 1. Juni 2019).

Nachbarschaftsinitiativen – in «geteilter Verantwortung» produktiv zusammenwirken.

Kirchen und Kirchgemeinden seien aufgerufen, ihre Ressourcen einzusetzen, um Entlastung für die Sterbenden und ihre Angehörigen zu schaffen, um gegebenenfalls Versöhnungsprozesse und Wiederbegegnungen zu initiieren sowie um einfühlsame Begleitung und Beratung in schwierigen Entscheidungssituationen zu bieten. «Jeder, der das letzte Kapitel des eigenen Lebens bewusst gestalten will, sollte die notwendige Unterstützung bekommen, um die eigene Geschichte zu erzählen, Beziehungen abzuschliessen, das eigene Vermächtnis weiter zu geben, und denen, die bleiben, Segen zu hinterlassen». Coenen-Marx erachtet der Kirchgemeinden als sehr geeignet, um sich mit ihren Potenzialen für sorgende Gemeinschaften einzusetzen.

Dörte Gebhard geht in ihrem Beitrag «Du bist mir nicht egal. Kirchgemeinden als Caring communities» von einer bedeutenden «Irritationsqualität» des Begriffs der «Sorge» aus: Der Begriff steht einer zunehmenden Ökonomisierung aller Lebensbereiche – auch des Helfens – entgegen, die dazu führt, dass auch in der Diakonie zuweilen «an die Stelle theologischer Steuerung [...] immer stärker eine managementförmige Steuerung» tritt. Als Gegenhorizont zu einer durchrationalisierten und leistungsorientierten Welt diene der Begriff der Sorge dazu, das Sorgehandeln nicht nur als Sozialtechnik zu verstehen, sondern in grundsätzlicher Weise als zentrale Dimensionen unserer Existenz.

Sorgegemeinschaften stiften daher ein tragfähiges Netz von Beziehungen, die auf persönlicher Bekanntschaft basieren und in einem überschaubaren Rahmen stattfinden. Denn diese beiden Aspekte schafften nach Gebhard eine Vertrauensbasis sowie eine für Sorgegemeinschaften wichtige Grundsicherheit, die angesichts der bestehenden «Anonymität und Mobilität der Gesellschaft eher zu statt ab[nimmt]».

Festzuhalten ist jedoch, dass sich die durch persönliche Bekanntschaft und den überschaubaren Rahmen konstituierte Zusammengehörigkeit

nicht durch möglichst hohe Homogenität in der Zusammensetzung auszeichnen soll; vielmehr gehe es darum, in den Gemeinschaften Pluralität und Diversität aktiv zu nutzen und zu geniessen, was allerdings Mut brauche. Dementsprechend definiert Gebhard das Wirken der *Caring communities* als «gegenseitige Hilfe in einer überschaubaren Gemeinschaft, die Mut schafft, kurz Mutschaftshilfe».

In solcher «Mutschaftshilfe» geht es darum, Toleranz – im Sinne eines aktiven Ertragens von Widersprüchen – zu üben, Gelegenheiten zu schaffen für die Kommunikation des je eigenen Glaubens, und vor allem unsere Lebenszeit mit den Lebenszeiten anderer Menschen zu teilen. Denn: «Zeit wird immer mehr wert sein als Geld, besonders in Zeiten, in denen angeblich Zeit Geld ist».

Christoph Sigrist legt in seinem Beitrag «Der letzte Herbst ist da» als Rahmengeschichte eine eigene Seelsorgeerfahrung in der Begleitung einer schwer kranken Person zugrunde. Darauf aufbauend entwickelt er ein Modell von Kirchgemeinden als «sorgenden Gemeinschaften», das auf der soziologischen Beobachtung von sogenannten «Unschärferelationen» bzw. «offenen Sphären» basiert. Diese Unschärfen existieren dadurch, dass «die Kirchgemeinde als geografische Grösse und die Gemeinde als theologische Bestimmung [...] angesichts der plural gewordenen Gesellschaft unscharf geworden» sind und Kirchgemeinden entsprechend ihr unterstützendes Handeln stets in «Spannungen zwischen den unterschiedlichen Anbietern und Akteuren auf dem Marktplatz der Diakonie» zu leisten haben. Dabei verflüssigen sich Grenzen und Räume schnell und situativ.

Sigrist übernimmt die Vorstellung der «Unschärferelationen» auch für das sorgende Handeln der Kirchgemeinden und formuliert daraus für Pfarrpersonen sowie Sozialdiakoninnen und –diakone die Aufgabe, die «vielfach diffus wahrgenommene und nicht präzise ausgedrückte Erwartung, ihr Nicht-Verstehen [der Betroffenen] zu verstehen und mit eigenen Ideen zu verbinden». So könne es in seelsorgenden Situationen gelingen,

das Resonanzen entstehen, in denen Erfahrungen eines «In-Gottes-Namen-Berührt-Werdens» sowie des «In-Gottes-Namen-Bewegt-Seins» möglich sind.

Diese Resonanzen können nach Sigrist in unterschiedlichen Dimensionen wirksam werden. Eine erste Dimension bezieht sich auf das grosse Netz von kirchlich engagierten Freiwilligen, die gemeinsam eine gemeindliche Kultur der Sorgsamkeit aufzubauen vermögen (horizontale Dimension); eine zweite Dimension bringt die Erfahrung ein, wonach «etwas da ist, etwas gegenwärtig und in ein Ganzes gegenwärtiges So-Sein eingebunden» ist (vertikale Dimension); in einer dritten Dimension geht es sodann darum, die ersten beiden Dimensionen zu verbinden.

2. Weitere diakoniewissenschaftliche Beiträge

Beat Dietschy beobachtet in seinem Beitrag «Heimat ist auf keiner Landkarte zu finden» einen überwunden geglaubten, «neuen Nationalismus», der sich u. a. in der Beteiligung von «rechtspopulistische[n] oder sogar rechtsextreme[n] Bewegungen» in mehreren europäischen Regierungen manifestiert. Diese Bewegungen bedienten sich nun vermehrt des Begriffs «Heimat» in dem Sinne, dass es um eine Heimat «gegen andere, eine, welche andere ausschliesst», geht. Darin vorausgesetzt ist jedoch ein «angeblich kulturell homogenes eigenes Volk» – eine Vorstellung, die jedoch «die längst bestehende kulturelle Vielfalt unserer Gesellschaften leugnet».

Dietschy referiert sodann Ernst Bloch, der seinerseits konstatierte, dass der Nationalsozialismus in seiner Propaganda mit ebendiesem Heimatbegriff sowie mit weiteren Symbolbegriffen wie «Boden» und «Nation» operierte und damit Massen begeistern konnte. Bloch setzte sich laut Dietschy daher zum Ziel, «solche Symbolbegriffe nicht kampfflos dem Nationalsozialismus zu überlassen», sondern sie in einer eigenen Prägung dem Nationalsozialismus streitig zu machen und zwar derart, dass er eine Philosophie entwickelte, «in der Hoffnungen, Wünsche und Sehnsüchte eine zentrale Rolle spielen». Heimat ist darin nicht mit Herkunft und Vergangenheit, sondern mit der Zukunft verbunden.

In Aufnahme dieser Position entwickelt Dietschy einen dreifach neu besetzten Heimatbegriff, den er einer rechtspopulistischen Begriffsverwendung entgegenhält: Zum Ersten versteht er Heimat als «Resultat gesellschaftlicher Veränderungspraxis» und zwar dahingehend, dass mit Heimat stets ein «Transformieren und Überschreiten des Gegebenen» verbunden ist. Zweitens versteht er Heimat als «Antwort auf Entfremdung» in dem Sinne, dass Heimat «kein Ort und kein Land auf einer Landkarte» sei, sondern vielmehr durch «das Gestalten von Verhältnissen zwischen Menschen» überhaupt erst entstehe. Drittens postuliert er mit dem Heimatbegriff einen «Vorgriff auf andere Naturverhältnisse», in dem Herrschafts- und Ausbeutungsverhältnisse gerade auch gegenüber der Erde und den irdischen Lebensbedingungen verschwinden würden.

Matthias Krieg entwirft in seinem Beitrag mit dem programmatischen Titel «Kirchen für Menschen» anhand von zehn Thesen eine Kriterienlogik für die Nutzung von reformierten Kirchenbauten. In Zentrum seiner Überlegungen steht die Überzeugung, dass die Kirchenbauten zu keinem Zeitpunkt ein «artificialer Selbstzweck» – im Sinne einer «art pour l'art» – sein können, sondern stets ausgerichtet sein müssen auf die Anforderungen der konkret vorfindlichen Lebensgemeinschaft, der Gemeinde.

Anhand verschiedener historischer Streiflichter, die bis in die römische Antike zurückreichen, zeigt Krieg auf, dass jede Epoch ihr eigenes theologisches Raumkonzept entwarf, das gleichzeitig praktische Nutzbarkeiten sicherstellte.

In der Folge kritisiert Krieg nun, dass die kirchliche (Bau-)kultur seit dem 19. Jahrhundert weitgehend erstarrt sei und sich nicht lebendig weiterentwickelt habe. Anstatt dass die damals entstandenen Kirchenbauten in ihrer Architektur und ihrer Nutzung dem Leben der gegenwärtigen Gemeinden dienen und Möglichkeiten zur Begegnung schaffen, erfolgte stattdessen eine «anachronistische Erstarrung», die dazu führte, dass die bestehende «Multifunktionalität des Kirchenraums» zunehmend eingeschränkt wurde und die Kirchen «wieder exklusiv zu Stätten des Gebets

und der Predigt» wurden. Geradezu als «ekklesiologischen Sündenfall» deklariert Krieg die Entwicklung, wonach mit dem Bau von Kirchgemeindefzentren Orte der Begegnung geschaffen wurden, wobei gleichzeitig die Begegnung aus den historischen Kirchgebäuden ausgelagert worden sei. «Das christliche Gebot der Gastfreundschaft gilt bereits für das Kirchgebäude und nicht erst für das Kirchgemeindefhaus!»

Nach reformierten Verständnis gibt es für Krieg «in der Geschichte zu keinem Zeitpunkt einen normativen Idealzustand». Gerade für Denkmalpflege gehe es daher darum, bei Kirchengebäuden «schützenswerte Spuren der Geschichte sichtbar zu machen», jedoch keinesfalls damit «einen historischen Zeitpunkt für normativ zu erklären und ein Kirchgebäude historisch an ihm einzufrieren». «Kirchgebäude sind nicht nur traditionales Erbe, das zu bewahren ist, sondern auch missionales Potenzial, in das zu investieren ist!»

Der Bericht von *Liliane Rudaz* mit dem Titel «Réseaux d'activités communautaires et solidaires des Églises auprès des seniors» basiert auf einem Auftrag, der im Jahr 2018 innerhalb der Evangelisch-reformierten Kirche des Kantons Waadt an eine ökumenische Arbeitsgruppe ging und der zum Inhalt hatte, 1. eine Übersicht über die Lage der über 60-jährigen Personen zu erstellen sowie 2. bestehende und mögliche zukünftige Interaktionsformen der Kirchen mit dieser Zielgruppe zu identifizieren.

Im Sinne einer Auftragsklärung konstatiert der Bericht, dass die zu untersuchende Gruppe der über 60-jährigen Personen bereits in begrifflicher Hinsicht schwer zu fassen ist (Unterscheidung «3. und 4. Lebensalter»; erwerbsarbeitsorientierter Begriff «Rentner/in», u.a.m.). Als heuristisches Instrument zur Zielgruppensegmentierung wird sodann eine gängige medizinisch-instrumentelle Kategorisierung verwendet, wonach die betreffenden Personen aufgrund ihres Gesundheitszustands eingeteilt werden in die Phasen der «indépendance» (weitgehende Unabhängigkeit), der «fragilité» (Fragilität mit funktionalen Einschränkungen) sowie der «dépendance» (funktionale Abhängigkeit).

Der Bericht der Arbeitsgruppe von Liliane Rudaz stellt fest, dass kirchliche Angebote zu wesentlichen Teilen von Menschen im genannten Altersspektrum frequentiert werden, allerdings seien es – im Blick auf die vorgenommene Segmentierung – im Wesentlichen die Unabhängigen (oft als Freiwillige) sowie die in fragilen Situationen Befindlichen. Nur selten gelinge es den kirchlichen Angeboten, Menschen in Abhängigkeitssituationen zu erreichen.

Aufgrund dieser Ausgangslage skizziert die Gruppe das Profil eines «aumônier de quartier» (Quartierbegleitung / -seelsorge), d.h. einer kirchlichen Beauftragung, die aufsuchend tätig ist, betroffene Menschen direkt besucht und Beziehungen stiftet zu lokalen Unterstützungsorganisationen sowie zu Kirchgemeinden.

Mit einem solchen Profil der teilhabefördernden Begegnung und Beziehungsstiftung für betagte Menschen sieht sich die Arbeitsgruppe «au coeur de l'Évangile et donc de la mission de nos Églises».

In seinem Beitrag «Wenn selbstbestimmtes Sterben normal wird» geht *Heinz Rügger* von den beeindruckenden «Möglichkeiten der modernen Medizin, Menschen in kritischen Situationen noch am Leben zu erhalten und den Tod hinauszuschieben», aus. Demnach kommt der Tod «nicht mehr von selbst», vielmehr wird Sterben «immer mehr zu einer Konsequenz von Therapieentscheidungen». Dass das eigene Sterben – früher «Inbegriff der Erfahrung eines fremdverfügt Schicksals» – heute mehrheitlich vom Menschen «selbst beschlossen, geplant und durchgeführt werden» muss, stellt nach Rügger ein neues Paradigma im Umgang mit dem Sterben in der heutigen Medizin dar, mit dem sich die Menschen erst noch richtig vertraut machen müssen.

Diese Freiheit zur Selbstbestimmung stellt jedoch nicht bloss einen «eingeforderten Anspruch» dar, sondern wird vielmehr zu einer «zugemuteten Verpflichtung», nach welcher Menschen selber Entscheidungen am Lebensende treffen müssen; Rügger nennt dies eine «Responsibilisierung oder Moralisierung des Sterbens». Diese Verpflichtung zur Entscheidung

ist als höchst ambivalent einzustufen und dürfte zuweilen eine Überforderung darstellen, zumal Menschen «gerade in extremen Situationen, in denen existenzielle Fragen um Leben und Tod auf dem Spiel stehen», nicht selbstverständlicherweise in der Lage sind, derart autonom zu entscheiden, wie sich dies «eine abstrakte Ethik theoretisch vielleicht zurecht legen mag».

In diesen Ambivalenzen benennt Rügger Herausforderungen für die unterschiedlichen, an den Entscheidungsprozessen beteiligten Personen bzw. Gruppen: Für potenziell betroffene Personen gelte es zu lernen, sich «mit dem Gedanken ans eigene, selbstbestimmte Sterben auseinander zu setzen» und sich «realistische Vorstellungen über Möglichkeiten des Sterbens im heutigen Gesundheitswesen zu machen», die sowohl das «eigenverantwortliche Gestalten» als auch «das passive Hinnehmen» umfassen.

Angehörige kommt die Aufgabe zu, die Betroffenen im Prozess des Sterbens persönlich zu begleiten. Dabei sind sie gemäss Rügger aufgefordert, «dem Sterbenden als Gesprächspartner zu helfen, durch eine mögliche Vielzahl von ambivalenten Empfindungen hindurch eine Haltung und Entscheidung herauszubilden, die seinem autonomen Willen entsprechen». Professionell Begleitende ihrerseits sind nach Rügger zu einer «radikalen Patientenorientierung» angehalten in dem Sinn, dass sterbende Menschen so begleitet werden soll, dass «das Lebensende nicht immer weiter medikalisiert wird». Dazu gehört angesichts der komplexen Entscheidungsstrukturen auch, «Patienten rechtzeitig darüber zu informieren, wie man im Rahmen des heutigen Gesundheitswesens überhaupt sterben kann».

Thomas Schlag fragt in seinem Beitrag «Zukunftsfähige Konfirmandenarbeit? Nur mit diakonischer Praxis!», wie das Verhältnis von Konfirmandenarbeit und Kirche theologisch und pädagogisch verantwortet bestimmt werden kann.

Aus europaweiten Studien ist ihm bekannt, dass Konfirmandenarbeit in ihren unterschiedlichen Ausprägungen je durch unterschiedliche (theo-

logische, pädagogische, rituelle, personal-existentielle und gesellschaftspolitische) Dimensionen geprägt sind; diese unterschiedlichen Dimensionen führen gemäss Schlag «nicht nur zu unterschiedlichen Profilen der Konfirmationsarbeit, sondern auch zu, [...] unterschiedlichen Typen der Verhältnisbestimmung von Konfirmandenunterricht und der Kirche» - ihnen allen kommt jedoch die grundlegende heuristische Funktion zu, durch welche «die Bedingungsfaktoren und Optionen für eine zukunftsfähige Konfirmationsarbeit als kirchliche Bildungspraxis genauer in den Blick» geraten.

Schlag plädiert darauf aufbauend für einen «Perspektivenwechsel auf die ungenutzten Potentiale kirchlicher Kommunikation» und macht den Vorschlag, «anhand der vierfachen Fassung des kirchlichen Auftrags als *martyria*, *leiturgia*, *diakonia* und *koinonia* zu einer dezidiert theologischen Bestimmung der Reziprozität von Konfirmationsarbeit und Kirche zu gelangen». Als unverzichtbare Bestandteile aller Bildungskommunikation leisteten die vier Aspekte des kirchlichen Auftrags in der Konfirmandenarbeit erstens einen Beitrag zur individuellen Glaubenspraxis, indem sie nicht zuletzt «öffentlich deutlich [...] machen, worum es in dieser spezifischen kirchlichen Praxis überhaupt geht»; zweitens leisten sie in der Konfirmandenarbeit einen Beitrag zu einer öffentlichen Kirche, namentlich dadurch, dass die beiden Grundvollzüge der *diakonia* und *koinonia* ins Spiel kommen und «in persönlichem und öffentlichem Sinn Verantwortungsübernahme erfahrbar» werden lassen.

3. Berichte

Roland Luzi pflegt seit mehreren Jahren Beziehungen zum europäischen Diakonie-Dachverband Eurodiaconia und berichtet in seinem Beitrag «Einblicke in den europäischen Diakonie-Dachverband Eurodiaconia» von dessen unterschiedlichen Tätigkeitsschwerpunkten im Berichtsjahr. Aus dem vielfältigen Wirken, das rund 50 Mitgliedsorganisationen in 32 Ländern des europäischen Kontinents umfasst, hebt er drei Aspekte hervor:

- Die jährliche Generalversammlung stand im Zeichen eines angemessenen Umgangs mit «Fake News». Der Dachverband hielt fest, dass mediale Desinformation nicht allein die politischen Institutionen betreffe, sondern in der Folge auch die Glaubwürdigkeit der zivilgesellschaftlichen und sozialen Organisationen in Mitleidenschaft ziehe. In einer Erklärung bekräftigten die Mitgliederorganisationen, sich dadurch nicht einschüchtern zu lassen, sondern weiterhin in öffentlichen Diskursen die Stimme zu erheben für die Verteidigung der Rechte von Schwachen und Benachteiligten.
- Eine Studie des Dachverbands hat die Lebenssituation von Roma in Europa untersucht und verschiedene Herausforderungen eruiert (gesundheitliche Versorgung, Wohnsituation, Armut); die im Bericht gestellte Forderung nach einem verstärkten Einbezug der Roma in die gesellschaftliche Entwicklung betrifft gemäss Luzi auch die Schweizer Politik und die beteiligten zivilgesellschaftlichen Organisationen.
- Ein Treffen des «European Migration Networks» im Berichtsjahr hat sich genderspezifischen Aspekten der Migration gewidmet und festgehalten, dass für Migrantinnen besondere Herausforderungen bestehen, denen Unterstützungsorganisationen besonderes Augenmerk widmen müssen. Ein entsprechender Leitfaden mit Richtlinien für einen geschlechtersensiblen Zugang für Migrantinnen wurde daraufhin erstellt.

Gregor Scherzinger schickt in seinem Beitrag «CAS Diakonie-Entwicklung – ein Weiterbildungsangebot zur Stärkung der diakonischen Kirche» eine diakoniewissenschaftliche Reflexion voraus, in welcher er vom «Relevanzverlust kirchlicher Verkündigung» ausgeht und postuliert, dass insbesondere das diakonische Wirken geeignet und in der Lage ist, «kirchliche Glaubwürdigkeit in einer säkularen Gesellschaft» zu bewahren und durch die Öffnung der Kirche zu dem Menschen «dem kirchlichen Leben Impulse zu ermöglichen». D.h. durch die «zentrifugale Bewegung» soll die Kirche als Institution neu «mit Menschen von draussen in der Welt in Berührung kommen» und darin das Credo «eines menschenwilligen und menschenfreundlichen Gottes in die radikale Erfahrung der Weltlichkeit

der Welt» konkretisieren. Zugleich holt die Diakonie damit «ihrem Anspruch nach die Welt in die Kirche hinein, um Kirche als Kirche in der heutigen Welt neu zu verstehen, aber auch um gleichzeitig die Welt zu einem besseren Ort für die Menschen zu verwandeln».

Diese Orientierung bietet die «theologische und diakonische Selbstvergewisserung» des Weiterbildungszertifikats CAS Diakonie-Entwicklung, das Gregor Scherzinger mit weiteren Beteiligten entwickelt hat und dessen Ausbildungsgang im Frühling 2019 zum ersten Mal gestartet ist.

In der Überzeugung, dass «Kirche und Theologie kein eigenes human- oder sozialwissenschaftliches Sonderwissen über die Zusammenhänge und Gesetzmässigkeiten von Gesellschaft und Mensch» verfügt, kommt im Weiterbildungszertifikat der Aneignung von entsprechenden Fachkompetenzen, insbesondere in der Gemeinwesenarbeit, grosse Bedeutung zu.

In der Absicht, dass die kirchliche Diakonie «von der Anbieterin zur Begleiterin» wird, setzt die Weiterbildung einen Schwerpunkt in der «Gestaltung von Partizipationsprozessen im Rahmen von Freiwilligenmanagement, Projektplanung und Öffentlichkeitsarbeit» und will damit Räume öffnen, in denen «Menschen sich selbst aktiv beteiligen». Durch solche Partizipationsprozesse soll der Anspruch eingelöst werden, Kirche nahe bei den Menschen zu halten.